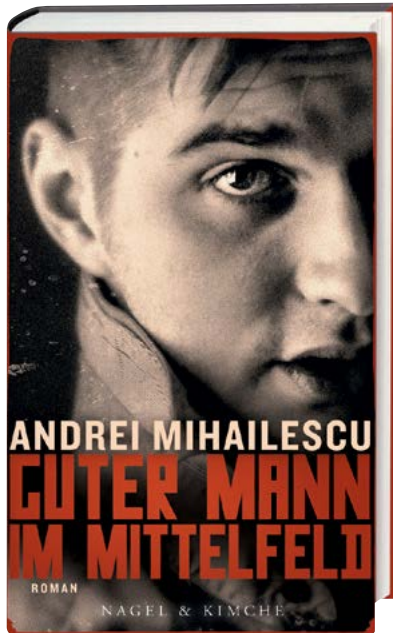


Leseprobe aus:

Andrei Mihailescu  
Guter Mann im Mittelfeld



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Nagel & Kimche im Carl Hanser Verlag München  
2015

NAGEL & KIMCHE

N&K



ANDREI MIHAILESCU  
**GUTER MANN  
IM MITTELFELD**

Roman

Nagel & Kimche

Der Autor dankt der Fachstelle Kultur des  
Kantons Zürich für die Unterstützung durch  
einen Werkbeitrag.

Der Verlag dankt



**Kanton Zürich**  
Fachstelle Kultur

und



**Stadt Zürich**  
Kultur

für die freundliche Unterstützung.

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

© 2015 Nagel & Kimche  
im Carl Hanser Verlag München  
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH  
ISBN 978-3-312-00669-4  
Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwor-  
tungsvollen Quellen  
FSC® C014496

In Gedenken an  
Gheorghe Arvunescu und  
Mihai Racovitza



# **TEIL I**

JULI 1980





## 1. BUKAREST, ANFANG JULI 1980

Die Bushaltestelle war eingeschweißt in der dickflüssigen Mittagshitze. Die Straße erstreckte sich endlos in beide Richtungen. Fabrikhallen mit rissigen Wänden harrten aus im gleißenden Licht. Es war kein Baum in Sicht.

Die Haltestelle bestand aus einem kleinen Blechschild an einem Betonmast. Auf dem Schild hatten einmal die Nummern der Buslinien gestanden. Jetzt waren sie unter dem Rost nicht zu erkennen. An der Mauer hinter dem Betonmast lehnten fünf Menschen, sie trugen Netztaschen und warteten. Der Schatten, den das Gebäude warf, reichte nur für ihre Köpfe und Schultern.

Etwas weiter am Straßenrand stand ein Dacia-Wrack. Stefan näherte sich und sah einen Straßenkötter, der erschöpft unter dem Wagen lag. Stefan beachtete ihn nicht. Er legte sich auf den staubigen Gehsteig in den engen Schatten neben dem verlassenen Wagen.

Die anderen sagten nichts. Sie schauten einzeln kurz zu Stefan hinunter, abschätzig. Er lag auf dem Boden, seine Kleider fleckig, und er wusste, dass er wie ein Landstreicher aussah, dürr und nicht mehr jung. Sie hielten ihn bestimmt für einen Säufer. Für Abschaum. Ihre Meinung war ihm aber nach allem, was er in den letzten Tagen erlebt hatte, einerlei.

Vierzig Minuten vergingen. Die Luft flirrte.

Stefan dachte: Das ist also der Tag meiner Freilassung. Der Gedanke schmeckte bitter und absurd. Ich liege im Dreck neben einem herrenlosen Kötter. Ich weiß nicht einmal, wie diese Straße heißt, in der sie mich abgeladen haben. Aber heute Nacht werde ich wieder in meinem Bett schlafen. Später wird sich die andere Angst zurückmelden, die Vorsicht, wem man was sagt. Irgendwann werden sie mich wohl wieder holen. Aber nicht heute.

Vor zwei Wochen war ich ein angesehener Journalist. Ich hielt mich für erfolgreich, beinahe berühmt. Beinahe sicher.

Er schlief halb ein. Der Durst weckte ihn wieder auf.

Als der Bus kam, stieg Stefan als Letzter ein. Er fand noch etwas Kleingeld bei sich, das sie übersehen hatten. Er kaufte bei der schwitzenden Kassiererin eine Kurzstrecken-Fahrkarte, für mehr reichte es nicht. Er war mit dieser Linie noch nie gefahren. Nichts in der Gegend, die er vorbeiziehen sah, kam ihm bekannt vor.

Ich fühle mich noch gar nicht frei, dachte er. Ich muss mir vielleicht Zeit lassen, bis mein Körper die Schmerzen und Erniedrigungen verarbeitet hat. Sie ausgeschieden hat wie Giftstoffe.

Er betrachtete die anderen Fahrgäste. Auch sie wirkten irgendwie vergiftet, obwohl sie in den letzten Tagen bestimmt ihr normales Leben geführt hatten. Wie kurzlebig doch unsere Vorstellung von Glück ist, dachte er. Ihre Alltagsorgen bedrücken diese Menschen nicht weniger als mich die Angst, wieder verhaftet zu werden.

Seine Fahrkarte reichte bis zum Galați-Platz, dort stieg Stefan aus.

Diese Gegend war ihm vertrauter. Die bucklig wirkenden Häuser aus der «Zeit davor» lagen wie eingegraben unter massigen Kastanienbäumen. Als der Bus wegtuckerte, gab er die Sicht auf die andere Straßenseite frei, wo sich eine Baustelle befand. Stefan orientierte sich, folgte dann der Batiștei-Straße in Richtung des Boulevards. Dort würde er sicher etwas Wasser finden, vielleicht einen Trinkbrunnen, der funktionierte.

Nach ein paar Schritten blieb er stehen.

## 2. NÄHER HERAN

Er drehte sich um und näherte sich der Baustelle. Sie lag genau an der Straßenecke und war mit rostigen Blechplatten umzäunt.

Jetzt fiel ihm der Eingang auf: Er stand offen, ohne dass ein Fahrzeug hindurchfuhr. Überhaupt war keine Baumaschine zu hören. Auf den Gerüsten, die den halbfertigen Bau umgaben, sah er niemanden. Hingegen herrschte am Boden reger Betrieb: Arbeiter gingen trotz der Mittagshitze aufgeregt umher und beschimpften sich gegenseitig.

Ungewöhnlich, fand Stefan, konnte aber nicht erkennen, was los war. Er ging langsam zum Eingang. Er konnte die Anspannung fast körperlich spüren. Ein Unfall? Er sah nirgends einen Krankenwagen. Was hatte das zu bedeuten? Er suchte nach einer Erklärung, aber der Durst verklebte seine Gedanken.

Die Arbeiter waren etwa ein Dutzend. Sie stritten heftig und zäh, bewarfen sich mit vulgären Flüchen, aber auf eine gedämpfte Art, als mieden sie, zu laut zu werden. Sie bewegten sich unentschlossen, ein paar Schritte hin, ein paar her. Sie schienen auf etwas zu warten.

Die Werktätigen unseres Vaterlandes in proletarischer Eintracht, dachte Stefan.

In Zeitungen, auf Plakaten, in Kinofilmen: Er sah ständig Bilder von muskulösen und pausenlos begeisterten Arbeitern und Bauern. Ihr Blick war auf ferne Sonnenaufgänge gerichtet. Wann immer möglich, sangen sie von ihrem Glück, von ihrer Dankbarkeit gegenüber der Parteiführung. Sie erfüllten und übertrafen den Fünfjahresplan. Die immer gleichen Bilder tagaus, tagein, hundertfach wiederholt.

Die Arbeiter auf dieser Baustelle wirkten unglücklich und abgestumpft. Er fand sie klein und hässlich, die meisten hatten hervorstehende Bäuche und verfettete Nacken. Ihre Gesichter trugen Spuren jahrelanger Frustration, die sie mit schlechten Zigaretten und Schnaps bekämpft hatten.

In diesem Land, in dem so wenig Unerwartetes passierte, stand diese

Baustelle am helllichten Tage still. Was mag vorgefallen sein? Er roch die Sensation. Welch ein Glück: rechtzeitig am Ort des Geschehens. So wenig braucht es manchmal, und man wird berühmt. Er musste aber sofort handeln. Näher heran, die Arbeiter in ein Gespräch verwickeln. Dann fiel ihm ein, dass er nicht einmal sein Notizbuch dabei hatte. Und in welchem Zustand er sich befand. Er ärgerte sich. Er musste sich jetzt zusammenreißen. Und bald etwas trinken, er konnte kaum noch klar denken.

Die gereizte Ratlosigkeit, die Hässlichkeit, die Propagandabilder. Auf einmal stand die Welt still, und Stefan verstand für einen Augenblick, wie alles zusammenhing: die beschönigten Arbeiter auf den Plakaten, die wirklichen, die er hier sah, auch er selbst, zerschunden und erschöpft, dieses ganze traurige Land. Alles hing zusammen. Er sah es. Dann war es wieder weg.

Stefan kam zu sich. Einige Arbeiter hatten ihn bemerkt und redeten leise über ihn. Ihre Blicke wirkten seltsam.

Stefan hatte aber keine Zeit mehr. «Hey Jungs! *Oameni buni*, ihr guten Menschen. Wo kann ich ein Glas Wasser bekommen? Ich bin seit Stunden unterwegs, habe mich verirrt ... ich kann nicht mehr vor Durst. *Haide*, kommt, seid doch so freundlich, habt ihr etwas Wasser?»

### 3. EIN DIEB

Anghel hatte von Anfang an ein ungutes Gefühl gehabt. Er schaute auf die anderen stämmigen Burschen in seiner Mannschaft. Ihre Gesichter zeigten kein Zögern, keine Sorge. Das beruhigte ihn ein wenig.

Der Vorarbeiter Chițu hätte die heutige Inspektion voraussehen müssen. Sie alle hatten in letzter Zeit gemerkt, wie immer wieder Baumaterial verschwand. Chițu hatte aber immer gesagt, das sei nichts. Er strahlte dabei eine mürrische Autorität aus, die kein Nachfragen duldete. Was immer mit dem Baumaterial passierte, hatte seine Männer nicht zu interessieren. So.

Anghel hatte schon auf anderen Baustellen erlebt, wie der eine oder andere Arbeiter ein wenig Zement oder Kupferdraht mitgehen ließ. Man erfuhr schnell, ob es ging. Aber diesmal ging es um große Mengen. Anghel gefiel das nicht. Das stank nach Ärger mit der Miliz. Aber was konnte er tun? Er war auf diese Baustelle zugeteilt. Und Chițu schien zu wissen, was er tat. Ein gerissener Mann, dieser untersetzte, wettergegerbte Chițu. Das war keiner, den Anghel gegen sich haben wollte. Jetzt aber tat Chițu so, als ob er immer gewusst hätte, dass die Polenta schließlich explodieren würde.

Heute war sie tatsächlich aufgetaucht, die Genossin vom Projektierungsbüro. Keiner der üblichen Architekten. Ein hohes Parteitier, wie man hörte, verheiratet mit einem noch höheren Genossen. Sie saß seit einer Stunde mit dem Bauleiter – dem alten Voicu – und mit dem jungen geschniegelten Typen vom Amt für Wohnungsbau in der Baracke hinter verschlossenen Türen. Solche Sitzungen fanden nur ausnahmsweise auf der Baustelle statt. Heute, das war selbst Anghel klar, war eine Krisensitzung. Wie konnte man eine Krise lösen, die dadurch entstanden war, dass über Monate hinweg Baumaterial verschwunden war? Einfach nachts abtransportiert? Gar nicht. Da konnte auch der alte Voicu keine Tricks mehr aus dem Ärmel ziehen, etwa Zeug von anderen Baustellen hierherschieben, weiß der Kuckuck was. Er hatte zu

lange gewartet, jetzt konnte er nicht mehr sagen, er habe nichts gewusst.

Nun suchten sie bestimmt nach Sündenböcken, davon war Anghel überzeugt.

«Nun suchen sie bestimmt nach Sündenböcken», sagte Chioru, der Einäugige.

«Na bravo», sagte Chițu abschätzig, den Blick auf die Spitze seines Zigarettenstummels gerichtet.

«Was tun wir jetzt? Genommen haben nicht wir ...», sagte Anghel.

«Halt doch endlich die Klappe, du Rindvieh», ereiferte sich Chițu plötzlich. «Es spielt doch keine Rolle, was Flöhe wie du tun oder nicht tun. Du hättest rechtzeitig mit den richtigen Leuten reden sollen. Jetzt ist es zu spät. Jetzt kannst du dir meinetwegen ...»

«Verdammte Scheiße, Chef, es muss doch etwas zu machen sein!», rief der Jüngste von ihnen, Mihuț. «Die holen noch die Miliz! Wir landen noch im Kittchen!»

«Sagtest du <wir?>», fragte Chițu mit großen Augen.

Mihuț schluckte leer.

«Sagtest du <wir>, *bă labagiule*, du elender Wichser?», fragte Chițu mit eisig ruhiger Stimme. Dann wartete er. Sie wussten alle nicht, was er meinte, aber keiner wagte, ihm zu antworten.

«Wir sind nicht <wir>, du und ich, hast du das verstanden, du Trottel? Ich bin nicht deine Mutter. Ich bin der, der sie vögelt, deine Mutter, ja? Ich muss gar nichts tun! Schon gar nichts, um deinen verdammten Hintern zu retten!»

Anghel sah, wie Chițu in Fahrt kam. Jetzt würde er Mihuț so lange anschnauzen, bis dieser die Nerven verlor. Mihuț hatte bereits einen hochroten Kopf. Und egal, was er tun würde, es würde die Macht von Chițu bestätigen. Es ging Chițu offenbar nur darum.

Anghel zündete sich eine Zigarette an. Die Männer schauten gelangweilt weg. Mihuț zu erniedrigen war nicht hilfreich. Keiner jedoch wagte es, sich Chițu entgegenzustellen. Chioru näherte sich langsam Anghel. Sie sahen sich an. Chioru hob die Schultern, Anghel tat ihm gleich. Sie drehten sich beide weg von Chițu. Da sah Anghel den Fremden.

Mitten im leeren Tor der Baustelle stand ein Streuner, ein Säufer mit

Dreitagebart und dreckigen Kleidern. Er stand da in der Sonne und tat nichts. Wie angewurzelt. Er starrte sie nur an.

Da kam Anghel eine Idee. «*Nea Chițule*, ich habe den Dieb gefunden», sagte er leise.

«Was ist los? Was lallst du, Anghel?»

«Schau. Beim Tor.»

Chițu schaute. Er begriff nicht.

«Der hat das Zeug mitgehen lassen», erklärte Anghel.

«Was? Wie kommst du darauf?», ärgerte sich Chițu.

Aber Chioru grinste finster. «Das ist unser Mann.»

«Wir müssen nur alle die gleiche Geschichte erzählen», fuhr Anghel fort. «Wir haben ihn gesehen. Er streunt in der Gegend herum. Immer, wenn der Hurensohn auftaucht, verschwindet etwas in der Nacht darauf. Starrt jetzt aber nicht alle hin. Wir wollen nicht, dass der uns wegrennt.»

Chițus Miene hellte sich auf. «Ich sehe, ihr seid doch nicht auf den Kopf gefallen», gab er anerkennend zu. «Der wird aber nicht freiwillig mitspielen. So einer hat bestimmt schon mit der Miliz zu tun gehabt. Darauf ist er bestimmt nicht noch mal scharf.»

«Spielt keine Rolle», sagte Anghel. «Wir ertappen ihn nämlich gerade beim Stehlen. Wir bearbeiten ihn ein wenig, weil er ein verdammter Dieb ist und wir auf ihn sehr wütend sind. Dann schmeißen wir ihn dem Alten und den Gästen vor die Füße.»

«Bis dann kann er nicht mal mehr ›Ich war's nicht‹ sagen», bestätigte Chițu. «Leute, Tempo, wir schlafen nicht ein. Wo bringen wir ihn hin? Dort hinter die Zementsäcke?»

«Dort hört man ihn schreien. Lieber in den Keller», fand Chioru. «Achtung!»

Plötzlich setzte sich der Mann in Bewegung. Er lief aber nicht weg, sondern kam langsam auf sie zu. Er sagte etwas. Wasser. Er wollte Wasser.

Anghel erwachte als Erster aus der Starre. «Sicher, Väterchen. Der einzige Hahn ist dort im Gebäude. Komm mit. Eine Mordshitze, was? Eigentlich dürfen wir keine Passanten hereinlassen, aber wenn du schnell kommst, merkt's keiner. Hier, die Treppen runter.»

Anghel ließ den Mann vorgehen und warf einen kurzen Blick hinter



sich. Die anderen drei waren ihm auf den Fersen. Alles lief gut. Verdammter Penner. Wird ihm eine Lehre sein.

Stefan hörte etwas, drehte sich um und verstand nicht, was er sah. Vier Männer standen im unfertigen Raum und blockierten den einzigen Ausgang. Es fiel ihm nichts ein, was er ihnen hätte zurufen können, in den wenigen Sekunden, bevor sie bei ihm waren. Dann fing alles von vorne an.

Wie vor einer Woche in der verlassenen Fabrik gingen Männer mit Fäusten, Tritten und diesmal auch einem Knüppel auf ihn los. Ihre wilde Gier beim Verprügeln eines friedlichen Fremden überraschte ihn nicht mehr. Anders als die Securitate-Agenten schlugen die Bauarbeiter ziellos auf ihn ein. Was ihn aber entsetzte, war, dass sein Körper gleichsam die Kontrolle übernahm, ihn mit Schmerzen blendete, die er sofort und um jeden Preis loswerden wollte, und dass er den Schlägen auszuweichen versuchte, obwohl es kein Ausweichen gab. Er war der dummen, nackten Panik des eigenen Körpers ausgeliefert.

Es dauerte auch diesmal lange, bis die Schläge aufhörten. Stefan lag zusammengekrümmt am Boden.

«Du hältst die Klappe.»

Stefan konnte denjenigen nicht sehen, der gesprochen hatte. Seine Augen waren zu geschwollen, und es war zu dunkel.

«Ich höre einen Ton, und wir holen dich hierher zurück. Und dann bekommst du den Nachtisch, ja? Du Streuner, du Dreckschwein. Auch wenn du wegrennst, wir finden dich.»

Eine tiefe, leicht lispelnde Stimme.

«Bringt ihn hoch.»

Stefan spürte wieder starke Schmerzen, stechende, die ihn stöhnen ließen. Sie müssen mir etwas gebrochen haben, dachte er. Die Männer schleppten ihn eine Weile, er nahm bald die Tageshelle wahr, sie waren also im Freien. Irgendwann ließen sie ihn auf dem Boden liegen. Der Boden war heiß. Die Sonne brannte auf seinen Nacken.

«Hier ist er, Genosse», sagte der Anführer wieder. «Wir haben ihn endlich geschnappt.»

Der Angesprochene kam nicht dazu, etwas zu antworten.

«Du meine Güte, was ist *das?*», fragte stattdessen eine Frauenstimme. Sie klang empört.

Eine Frau hier?, wunderte sich Stefan. Er war kein Kenner der Baubranche, aber so viel wusste er: Niemand würde eine Frau auf eine Baustelle schicken.

«Was habt ihr gedacht, was ihr tut, *măi animale ce sînteți*, ihr Bestien!»

Niemand unterbrach sie, auch später nicht. Sie redete immer zu Ende, machte einen Punkt und wartete.

«Wissen Sie, Genossin Stancu», wandte eine dritte Stimme vorsichtig ein, «ich glaube, das könnte der Dieb sein.»

Eine geschliffene Aussprache, kein Arbeiter, dachte Stefan, vielleicht ein Ingenieur.

«Aber natürlich», sagte sie hämisch. «Und der hat ausgerechnet jetzt nochmals vorbeigeschaut. Also habt ihr ihn verprügelt. Weil er eine halbe Tonne Baumaterial gestohlen haben soll, ja? Der hier ganz allein!»

«Genossin, mit Verlaub», sagte der Schläger mit dem Lispeln, «der Genosse Ingenieur hier weiß, was gelaufen ist. Fast wäre es letzte Woche zu einem Unfall ge...»

«Ich bin unterrichtet», unterbrach ihn die Frau. «Wie heißen Sie, und was haben Sie hier für eine Funktion?»

Der Ingenieur versuchte sich wieder einzuschalten, aber auf ein halblautes «Nicht jetzt» von Genossin Stancu verstummte er.

Der Anführer der Schläger zögerte. Als er wieder sprach, klang seine Stimme nach Entschuldigung.

«Ähm, sehen Sie, ich bin Chițu, Vorarbeiter Gerüste. Wir waren einfach wütend, Genossin, also meine Männer waren wütend, weil ... wir haben ihn schon zweimal hier gesehen ...»

«... dreimal ...»

«... ja, dreimal, und es ist ja heiß, wissen Sie, und wir arbeiten hier fürs Vaterland, wie die ... die ... und wenn ein Unfall passiert, dann ... ähm, wer geht für uns in zwei Monaten aufs Feld, ernten?»

«... wir haben sonst, das heißt, unsere Kinder haben sonst nichts zu essen, Genossin ...»

«... wir können sie bei uns auf dem Land nicht in die *Alimentara* schicken, wie Sie hier in der Stadt ...»

Stancu schien genug gehört zu haben. «Als Arbeiter werdet ihr davon Kenntnis haben, dass wir in unserem sozialistischen Staat eine Miliz haben. Damit Straftäter gefangen und ihrer gerechten Strafe zugeführt werden. Nun, und wer ihr vertraut, braucht Diebe nicht eigenhändig zu verhören. Nun, leider gibt es manche – wenige –, die anders denken: etwa, dass die Miliz vielleicht unfähig ist, nicht wahr?»

Stefan hob in Gedanken die Augenbrauen. Der Trick kam ihm bekannt vor. Die Frau drohte nach Art der Parteikader. Misstrauen der Miliz gegenüber? Wollte jemand der Regierung unterstellen, nicht alles Nötige zu tun, um die Kriminalität zu bekämpfen? Das wirkte, es gab einen Moment der Stille.

«Also werden wir jetzt die Miliz rufen», kündigte Genossin Stancu an. «Sie wird untersuchen, was gestohlen wurde und von wem. Wir werden es ab sofort wieder richtig machen auf dieser Baustelle, wie im Lehrbuch, nicht wahr, Genossen?» Kurze Pause, vermutlich Nicken. «Nicht wahr, Genosse Chițu?»

Leicht verzögert kam ein leises «Ja, Genossin».

«Chițu!», donnerte nun eine weitere Stimme, tief, heiser, ein älterer Mann. «Du und Dănilă geht, ihr wisst, wo das Telefon ist, ich will die Miliz in zehn Minuten hier haben. Jetzt reicht's mit dem Zirkus. Marsch!»

Das musste irgendein Chef sein, vielleicht der Baustellenleiter. Er war wohl weniger hochgestellt als Stancu und beeilte sich, ihr zu zeigen, dass er die Lage unter Kontrolle hatte.

«Kopf hoch, Chițu», sagte Stancu, und es tönte wie ein Befehl, «es kommt die Miliz, nicht die Tataren. Sie kommt und schafft Gerechtigkeit. Das wolltet ihr doch!»

Kurz darauf spürte Stefan, wie er behutsam aufgehoben und gestützt wurde. Es musste ein kräftiger Mann sein, der ihn so mühelos hochziehen konnte. Er führte Stefan an einen schattigen Ort. Dann wurde Stefan kurz untersucht und sein Gesicht gereinigt. Er bekam ein wenig Wasser, aber das Trinken war schmerzhaft. Durch die geschwollenen Lider begann er, wieder ein wenig zu sehen.

«Wie sieht's aus?», fragte Stancu, als sie kurz darauf näher kam. Ihre Stimme tönte nun unaufgeregt und alltäglich. Der hilfsbereite Mann war ihr offenbar vertraut.

«Er ist bei Bewusstsein. Das Gesicht ist halt so, wie Sie es sehen, aber nichts Schlimmes. Die Platzwunden hier am Kopf brauchen natürlich Pflege, sein Knie hingegen sieht nicht gut aus. Außerdem hat er Mühe beim Atmen, vielleicht eine gebrochene Rippe. Ich denke aber nicht, dass er innere Blutungen hat.»

## 4. WIR VERSCHWINDEN JETZT

Beim Einatmen kam es Stefan vor, als ob sich seine Lungen gegen Messerspitzen dehnten. Er war dermaßen mit seinen Schmerzen beschäftigt – und mit dem unbewussten Impuls, nicht zu schreien –, dass er nicht mehr auf seine Umgebung achtete.

Er war sich nicht sicher, ob seine Rettung von Dauer war. Er wünschte bloß, man würde ihn fortbringen, nach Hause, oder irgendwohin, und ihm Schmerzmittel geben.

«Radu, ich bleibe hier bei ihm», hörte Stefan Stancu sagen. Sie hatte wieder den entschiedenen Ton, wie vorhin mit den Arbeitern. «Geh und ruf einen Rettungswagen. Sie sollen ihn in ein Krankenhaus bringen. Wir können ihn nicht hierlassen. Danach ziehen wir ab.»

«Sofort», antwortete der Mann und entfernte sich.

Stefan sah noch undeutlich. War es wegen der angeschwollenen Lider, oder hatten seine Augen Schaden genommen? Er wollte etwas sagen, aber Stancu redete bereits mit einer weiteren Person. Der Stimme nach zu urteilen, war es der zaghafte Ingenieur, der Stefan als Dieb bezeichnet hatte.

«Ähm ... was tun wir jetzt?», fragte der Ingenieur.

«Was ich mache, das siehst du doch!», fuhr Stancu ihn an. «Du tust, was du willst. Ich werde gleich gehen. Ich kann das Auto nicht eine Ewigkeit behalten. Ich schicke den Kerl hier ins Krankenhaus, und dann verschwinden wir.»

«Sie schicken ihn ins Krankenhaus?», fragte der Ingenieur ungläubig.

«Ja, Radu ruft eine Ambulanz. Sobald die hier ist, bin ich weg.»

«Der gehört aber nicht zu uns», sagte der Ingenieur.

«Ich weiß. Und?», fragte Stancu.

«Ich weiß nicht. Liegen lassen. Schauen Sie ihn doch an. Wegen so einem würd ich mir keine Umstände machen.»

«Das ist wohl nicht dein Ernst, Mihnea! Die hier bringen ihn doch um.»

«Genossin Stancu, wie Sie meinen. Sie tun, was Sie wollen, ich misch mich da nicht ein. Übrigens, es ist doch gut gelaufen, was meinen Sie? Ich weiß nicht, ob wir nun etwas bewirkt haben. Soll ich noch bleiben, bis die Miliz kommt? Das sollte ich wohl, nicht? Damit man nicht denkt ...»

Stefan verstand nicht, worum es ging. Er fühlte sich zu schwach, um ins Gespräch einzugreifen. Reden würde ihm noch mehr Schmerzen bereiten. Lieber ruhig liegen und zuhören. Der Ingenieur verabschiedete sich. Dann hörte Stefan Schritte.

«Genossin», sagte Radu. «Ein kleines Problem. Sie haben keine freien Krankenwagen. Ich habe natürlich versucht, Druck zu machen, aber da ist anscheinend nichts zu machen.»

«Uff, *ihre Mutter!*», stieß Stancu durch die Zähne hervor. «Die haben aber auch so einen Arbeitseifer ... Was meinst du, stecken wir ihn in ein Taxi?»

«Wie Sie sagen, Genossin. Soll ich ein Taxi rufen? Ich weiß aber nicht, wie schnell es da ist. Sie entscheiden.»

«Hm.»

«Die Miliz kommt sowieso», gab Radu zu bedenken. «Die wissen bestimmt, was sie mit Verletzten tun müssen. Die können sich um ihn kümmern.»

Stefan versuchte verzweifelt, bei Bewusstsein zu bleiben. Er war am Ende. Er hatte keine Lust, auf die Miliz zu warten. Sie gingen mit Verdächtigen nicht allzu schonend um.

«Bitte ...», fing er an. Es war ein harter Kampf gegen die Messerspitze in seiner Brust. «Nicht die Miliz ... Ins Krankenhaus ... Bin kein Dieb ... Ich kann es beweisen ... Bitte ... zuerst ins Krankenhaus ...»

Stefan hörte, wie Stancu seufzte.

«Radu ... Komm, wir nehmen ihn mit.»

«Mit dem Wagen, Genossin?», fragte Radu erstaunt, als ob es sich um den einzigen Wagen im Land handelte.

«Ja, was ist? Was habt ihr alle?», rief Stancu empört. «Ich lasse diesen Mann sicher nicht zurück wie ein Stück Holz. Siehst du nicht, er hat Schmerzen. Wenn die Miliz erst in einer halben Stunde kommt, bis sie dann ermittelt, was von Anfang an gelaufen ist, bis sie in die Zentrale

telefonieren, um sich mit dem Vorgesetzten zu beraten, bis sie den Typen hier finden, geht es noch mal eine Stunde! Bis sie ihn ins Krankenhaus bringen, dort muss er nochmals warten ... Mit einem Rippenbruch und weiß der Kuckuck was! Am Ende stirbt er noch! Und dann heißt es, wir sind schuld, weil wir uns ja zuerst um ihn gekümmert haben.»

Stefan hörte überrascht zu. Sie hatte es wohl kaum nötig, mit Radu zu debattieren. Dann fand sie den Befehlston wieder.

«Los, fertig diskutiert, du nimmst ihn mit dem Genossen Ionescu hoch ... Mihnea! Komm mal her! *Haide*, komm jetzt! Ihr nehmt ihn und legt ihn in den Wagen, und wir fahren rasch ins Krankenhaus. Kommt, ich helfe euch auch.»

## 5. VORZUGSBEHANDLUNG

Stefan lag auf der Rückbank. Der Wagen war keiner der üblichen Dacia, sondern eine ihm unbekannte Marke, rundlich und geräumig. Die harte Federung machte ihm zu schaffen, auch wenn der Fahrer sich sichtlich um eine sanfte Fahrweise bemühte.

«Fahr ins *Colțea*», befahl Stancu dem Chauffeur.

Stefan pflichtete ihr im Stillen bei: Das Notfall-Krankenhaus *Colțea* lag ganz in der Nähe. Er versuchte sich zu entspannen. Er war gerettet.

Warum tat sie das? Warum sammelte sie ihn auf und brachte ihn mit dem eigenen Dienstwagen ins Krankenhaus? Dies passte weder zu ihrem Rang noch zur Gepflogenheit, sich strikt nur um sich und die eigenen Angelegenheiten zu kümmern.

Wer war diese Genossin Stancu? Immerhin hatte sie einen Wagen mit Chauffeur. Vielleicht Zentralkomitee? Als Redakteur bei einer der größten Tageszeitungen kannte Stefan die Namen vieler Spitzenkader der RKP, der Rumänischen Kommunistischen Partei. *Stancu* sagte ihm jedoch nichts.

Noch eine Kurve, und Stefan wurde wieder durch seine Schmerzen abgelenkt. Wenigstens waren seine Lider inzwischen ein wenig abgeschwollen. Die Vordersitze hatten keine Kopfstützen, liegend konnte er Radius Hinterkopf und das Profil der *Stancu* sehen. Entweder war sie sehr klein, oder ihr Chauffeur war sehr groß. Wie alt mochte sie sein? Dreißig, fünfunddreißig. Zu jung, um wirklich wichtig zu sein. Der Dienstwagen musste dem Mann oder dem Vater gehören.

Die mittellangen dunklen Haare trug sie hinten zusammengebunden. Der zierliche Hals kontrastierte mit dem breiten Gesicht, dessen hohe Wangenknochen Stefan an wilde Steppenreiter erinnerten.

*Stancu* drehte den Kopf zu Stefan. «Haben Sie Ihren Ausweis bei sich? Sie werden ihn in der Notaufnahme brauchen.»

Ihre Stimme klang distanziert, aber weniger hart als auf der Baustelle. Ihre Mundwinkel hingen ein wenig herab, und eine ausgeprägte Falte



zwischen den Augenbrauen verlieh ihrem Gesicht Entschlossenheit und eine leise Bitterkeit.

Stefan überlegte.

«Ja, sie haben ihn mir zurückgegeben ...» Stefan hielt inne. Was konnte er einer Parteikaderfrau erzählen? Doch nicht: Eure Securitate hat mich entführt. «Ich war auf dem Weg nach Hause. Stefan Irimescu, Redakteur bei der *Stimme des Sozialismus*.»

Sie sah ihn prüfend an. Ihre Augen waren sehr dunkel. Traute sie ihm eine Position als Redakteur bei einer solch wichtigen Tageszeitung zu? Stefan bezweifelte es. Als solcher war man zwar nicht mächtig, aber doch eine bekannte Person. Dass sich so jemand auf dem Heimweg in einen Landstreicher verwandelte und sich in eine Prügelei verwickeln ließ ...

«Es ist eine längere Geschichte», sagte Stefan leise. Er versuchte durchzuatmen und fuhr fort: «Ich werde Ihnen später alles erzählen.»

«Gut. Raluca Stancu, Architektin. Gleich sind wir im Notfallkrankenhaus. Bleiben Sie möglichst ruhig liegen. Worüber schreiben Sie?»

«Meistens Soziales», sagte Stefan. «Ich rede mit Leuten, mache mir ein Bild von ihrer Arbeit, von ihrem Leben.» Er musste Pausen machen beim Sprechen, aber sie hörte ihm zu. «Wir nennen das *anchetă*, Untersuchung, was die Leute manchmal missverstehen.»

Sie blieb ernst. Sie fand die Anspielung entweder nicht lustig, oder sie verstand sie nicht.

Stefan merkte erst jetzt, was er soeben versucht hatte: eine KP-Spitzenfunktionärin mit einem Wortspiel über Untersuchungsbehörden zum Lachen zu bringen. Ausgerechnet. Er hätte sich ohrfeigen können.

Er schwieg. Er wollte aber ihre Aufmerksamkeit, er hätte ihr gerne noch vieles erzählt. Irgendwie gefiel ihm diese Frau. Dass sie ihm gefährlich werden konnte, machte sie noch interessanter.

Kurz darauf kamen sie an. Stefan stellte sich auf die übliche lange Wartezeit ein. Zu seiner Überraschung wurde er aber schon bald untersucht. Genossin Stancu hatte ihn nicht einfach abgeladen, sondern ihm eine Vorzugsbehandlung verschafft. Ganz ungewöhnlich.

Irgendwann war seine Retterin nicht mehr da, und er nahm kaum noch zur Kenntnis, dass sie sich von ihm nicht verabschiedet hatte. Er

war dankbar und erleichtert, in Sicherheit zu sein, aber etwas ließ ihm keine Ruhe. Was genau, das verstand er nicht. Er konnte nicht klar denken. Lag es an seiner Erschöpfung oder an den Schmerzmitteln? Er konnte dieser Frage nicht mehr nachgehen. Seine Gedanken legten sich wie Hunde in einer mondlosen Nacht auf den Boden und bewegten sich nicht mehr.

Am nächsten Tag erfuhr Stefan, dass er einige Rippenbrüche hatte und etwas kompliziert Klingendes am rechten Knie. Dieses steckte in einem Gips. Man würde ihn noch einen oder zwei Tage lang im Krankenhaus behalten. Der Arzt verbot Stefan, im jetzigen Zustand das Bett zu verlassen, und versprach, seine Mutter gelegentlich benachrichtigen zu lassen.

Stefan wollte aber, dass man sie gleich anrief. Seine Mutter, die mit ihm zusammenwohnte, wusste seit über einer Woche nicht, wo er war. Oder sie vermutete es mittlerweile – und machte sich noch mehr Sorgen. Schließlich fügte er sich schweren Herzens. Es wäre zu heikel gewesen, dem Arzt die Dringlichkeit eines Anrufs zu erklären. Es war wohl besser, wenn niemand hier im Krankenhaus erfuhr, dass Stefan Ärger mit «denen» hatte. Mit den Diensten. Die Ärzte würden Angst bekommen. Sie würden ihn dann bestimmt nicht besser behandeln.

Stefan lag mit sieben weiteren Patienten im Zimmer. Zwei von ihnen und die meisten Besucher hatten den Krankenschwestern und dem Arzt Geld oder Zigaretten zugesteckt. Vielleicht sollte auch ich ..., dachte Stefan kurz. Er hatte aber kein Geld bei sich. Etwas für später zu versprechen wäre nur peinlich gewesen.

Stefans Mutter wurde tatsächlich benachrichtigt: Sie kam am Nachmittag gegen Ende der Besuchszeit. Ecaterina Irimescu war eine kleinere aufrecht gehende Frau um die Siebzig, die ihre hellgrauen Haare hochgesteckt trug. Ihre Kleidung sah unauffällig, fast bescheiden aus, aber eindeutig städtisch. Man sah ihr an, dass sie früher Anerkennung und Bewunderung genossen hatte.

Sie trat näher und küsste ihren Sohn auf die Wange. «Was hast du wieder angestellt, mein Lieber?»

Stefan hörte das leise Zittern in ihrer Stimme. Dann fasste sie sich

und war wieder ganz sie selbst, zurückhaltend und würdevoll. Sie sah sich kurz um. «Wo warst du? Warum hast du nicht ...» Sie schaute Stefan an, sah ihm in die Augen und hielt inne. Sie wussten beide, warum er sie nicht benachrichtigt hatte, nachdem er verschwunden war. Sie mussten hier aber diskret sein.

«Ich war auf dem Weg heim», sagte Stefan, «da habe ich auf einer Baustelle nach Wasser gefragt, weil es so heiß war. Sie haben mich wohl verwechselt. Ein paar Arbeiter haben mich verprügelt, dann haben andere eingegriffen und mich hierhergebracht.»

«Ach, Stefan», seufzte Ecaterina. «Du bist immer so unvorsichtig. Du weißt ja, wie dieses Pack sein kann. Sie trinken noch bei der Arbeit, und dann diese Hitze, und plötzlich wissen sie nicht mehr, was sie tun. Warum musst du immer auf *alle* zugehen und dich mit *allen* abgeben?»

«Ich komme morgen oder übermorgen heim», sagte Stefan. «Zu Hause erzähle ich dir alles.»

Stefan drückte ihre zusammengefalteten Hände mit seiner unversehrten Hand.

«Du hast recht», sagte Ecaterina und sah sich nochmals um, «man weiß ja nicht ... Um welche Zeit entlassen sie dich? Ich komme dich abholen.»

«Das weiß ich noch nicht. Sobald ich es erfahre, rufe ich dich an.»

Nach einer Pause flüsterte Ecaterina: «Ich freue mich so, dich zu sehen, Stefan. Die letzten zehn Tage waren die Hölle. Ich war überall ... Ich wusste nicht mehr ...»

«Ich weiß. Bald bin ich zu Hause. Komm, es ist alles gut jetzt.»

Nachdem Ecaterina gegangen war, entspannte sich Stefan und schloss die Augen. Er lag in einem richtigen Bett. Seine Schmerzen waren erträglich. Er war beschützt. Diese Raluca Stancu hatte ihm, einem Unbekannten, all dies ermöglicht. Sie hatte in den Lauf der Dinge energisch eingegriffen und ihn herausgeholt. Sie hatte nicht auf ihre Begleiter gehört, sie hatte anders gehandelt, als üblich und angebracht war. Denn niemand hätte sich gewundert, wenn sie ihn auf der Baustelle gelassen hätte. Er war ein Fall für die Miliz, für den Sanitätsdienst. Wer kommt auf die Idee, sich da einzumischen? Sie wusste damals nicht einmal, ob er nicht wirklich der gesuchte Dieb war. Das hatte sie aber nicht abgehalten. Und

sie gehörte ja zu *ihnen*, zu den Mächtigen, Hartherzigen und Verlogenen. Warum hatte sie so gehandelt?

Auf einmal verstand er, die Antwort war in aller Klarheit da: Diese Frau hatte nicht anders können. Sie hatte ein gutes Herz. Diesen Ausdruck hatte er fast vergessen. Er klang altmodisch und ein wenig lächerlich. Man war heutzutage nicht mehr gutherzig. Die Arbeiter auf den Plakaten und in den Chören waren nicht gutherzig. Sie waren stark und heldenhaft. Ihr Blick starrte begeistert in die helle Zukunft des Sozialismus. Wer neben ihnen litt oder fiel, war ein nötiges Opfer für die höhere Sache.

Jetzt erinnerte er sich wieder: gestern vor der Baustelle, als er die Arbeiter betrachtet hatte. Der flüchtige Augenblick, als er begriffen hatte, wie alles zusammenhing: Er war wieder da. Die wirklichen Arbeiter entsprachen der vorgegebenen Propaganda nicht, waren weder dankbar noch heldenhaft. Bis auf diesen kleinen, aber wesentlichen Punkt: wer neben ihnen litt oder fiel. Gehörte der nicht zu ihnen, zur engsten Verwandtschaft, so gab es keinen Grund, ihm beizustehen. Was hätte man davon? Jeder Einzelne handelte so und wurde so behandelt. Die Güte hatte man ihnen ausgetrieben: Zeige deinen Nachbarn an, und du bekommst eine Wohnung in der Hauptstadt, eine Stelle, einen Dacia, einen Kühlschrank, du treuer Sohn des Vaterlandes. Hier, solange du so handelst, hast du deinen Krümel Wohlstand und ein wenig Schutz. Auf Kosten derer, die du ausgeliefert hast oder die einfach schwächer, unwichtiger sind. Etwa ein Streuner, den kann man sogar selbst prügeln, geht in Ordnung, den vermisst niemand.

Aber warum, fragte sich Stefan, haben wir uns so umformen lassen? Weil wir uns allein fühlen und schutzlos. Niemand kann dich schützen, *sie* wissen schon alles über dich. So denken wir. Jeder steht für sich allein, umgeben von lauernden Mitmenschen. Das Ausgeliefertsein weckt Ekel vor sich selbst. Nur die anderen sind noch erbärmlicher und widerlicher als man selbst.

Allein diese Frau schien von all dem unberührt.

## 6. TOCHTER DER MACHT

Etwas später – Stefan lag halb schlafend –, ging die Tür auf, und Raluca Stancu trat ein.

Die Besuchszeit war vorbei, aber solche Vorschriften galten für jemanden in ihrer Position natürlich nicht. Sie hatte einen harten Ausdruck im Gesicht, der Stefan an ihr Verhalten auf der Baustelle erinnerte. Sie näherte sich mit ruhigen Schritten seinem Bett.

«Sie werden also bald heimgeschickt.» Ihre Stimme klang sachlich.

Stefan überlegte, was er darauf antworten könnte. Jetzt, da sie vor ihm stand, fiel es ihm schwer, seine Dankbarkeit in Worte zu fassen.

«Ich rechne Ihnen hoch an, dass Sie ...», fing er an. Die Wendung klang zu steif, aber die anderen im Raum hörten ihnen gespannt zu. «Hätten Sie mich nicht rechtzeitig hierhergebracht, wäre ich nicht so glimpflich davongekommen.»

Genossin Stancu nickte wortlos und sah ihn an.

Stefan war unschlüssig. Einerseits wollte er vor ihr auf der Hut sein, andererseits drängte es ihn, ihr zu erklären, wie sehr ihn ihre Tat bewegt hatte.

Die Vorsicht überwog. Diese Frau war die Einzige, die seine Identität kannte und ihn wegen des Zwischenfalls auf der Baustelle bei der Miliz anzeigen konnte. Seine Anwesenheit dort wenige Stunden nach seiner Freilassung wäre schwer zu erklären. Warum war sie hier?

Sie blickten einander prüfend an.

«Gestern sah Ihr Zustand schlimmer aus», sagte Stancu schließlich. «Sie bluteten, Sie sagten kaum noch etwas, selbst das Atmen schien Ihnen schwerzufallen. Ich konnte Sie ja nicht dort sterben lassen! Übrigens: Wie Sie heute aussehen, sauber und frisch rasiert, fällt es mir leichter zu glauben, dass Sie wirklich Journalist sind.»

Stefan lächelte. «Der Anschein täuscht manchmal», sagte er. «Aber ich kann Ihnen versichern, dass ich wirklich am Ende meiner Kräfte war. Es war mir schon vorher nicht besonders gutgegangen, bevor ich auf der

Baustelle überfallen wurde.» Er bemerkte sofort seinen Fehler. Wollte er wirklich seine Entführung hier erörtern? Er versuchte einen Themenwechsel. «Sind Sie eigentlich vom Bauministerium?»

Genossin Stancu war offenbar zu scharfsinnig für so ein Manöver. Sie ging auf seine Frage nicht ein. Die senkrechte Falte zwischen ihren Augenbrauen vertiefte sich ein wenig. Sie legte ihre Tasche auf Stefans Bett, sah sich um und schob einen Hocker näher. «Wie Sie gestern aussahen», sagte sie, «erklärt wiederum, warum diese Halunken Sie angegriffen haben.» Ihre Stimme tönte weicher. «Hätten Sie so ausgesehen wie jetzt, dann hätten die es nicht gewagt. Aber was haben Sie gesagt? Was war vorher los? Wie sind Sie auf die Baustelle gekommen?»

Stefan überlegte. Wenn sie sich nicht ablenken ließ, dann blieb ihm nur, sie wegzuschicken – und sehr verdächtig zu wirken –, oder ihr mehr zu erzählen.

Sie saß nach vorne gebeugt, Ellbogen auf die Knie gestützt, und sah ihn eindringlich an. «Erzählen Sie. Seien Sie unbesorgt», sagte sie leise, «ich bin von keinem Ministerium.»

Stefan sah sie an. Auf einmal fasste er Vertrauen zu ihr. «Gut. Gehen wir auf den Korridor.»

Er drehte sich vorsichtig, dann stand er auf. Sie stützte ihn, eine Hand unter seinem Arm. Er spürte seine Verletzungen wieder stärker, trotz der Schmerzmittel. Die Ereignisse der letzten Tage hatten seine Wahrnehmung allerdings verändert: Es gab Schmerzen und Schmerzen. Diese hier waren erträglich.

Auf dem Korridor lehnte er sich an die Wand. Er sah Raluca Stancu an. Sie war klein, beinahe zierlich. Sie strahlte eine gelassene Intelligenz aus, was ihn bei einer Genossin aus der Parteispitze überraschte. Alle Frauen aus diesem Kreis, die er bisher gesehen hatte, waren einfach gestrickt und eingebildet gewesen. Und erheblich älter.

Sie trug winzige Ohrringe. Der breite Kiefer ließ ihren leicht asymmetrischen Mund klein und ein wenig schmollend wirken. Die ausgeprägten Augenbrauen gaben ihrem Gesicht eine anziehende Bestimmtheit.

Er fing an, leise zu erzählen: von der Tageszeitung, von seinen jüngsten Recherchen. Sie unterbrach ihn: Hatte er nach der Entlassung aus dem Krankenhaus ein Zuhause, wo er hingehen konnte?

Stefan ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Natürlich habe er ein Zuhause. Dorthin sei er auch unterwegs gewesen, als er die Baustelle gesehen habe. Neugier und Durst hätten ihn bewogen, stehen zu bleiben und die Bauarbeiter anzusprechen.

Raluca Stancu hörte ihm aufmerksam zu. Was er erzählte, löste noch mehr Fragen aus. Warum er Chițu nicht mit dem Presseausweis eingeschüchtert habe, warum er sich nicht gewehrt, gerufen habe, warum er nicht anderswo nach Wasser gefragt habe, ob er Anzeige erstatten wolle. Sie ließ ihn alles ausführlich erklären.

Mit jeder Antwort verlor Stefan mehr von seinem Misstrauen. Es war angenehm, jemanden zu haben, dem er zumindest einen Teil seiner Erlebnisse der letzten Tage erzählen konnte. Ein seltsames Hochgefühl ergriff ihn. Er merkte, dass es ihm guttat, sich ihr anzuvertrauen, sie auf seine Seite zu holen.

Dann fragte sie natürlich, woher er an jenem Tag gekommen und wieso er in einem solch verwahrlosten Zustand gewesen sei.

Stefan zögerte. Dann beugte er sich zu ihr und flüsterte ihr ins Ohr von seiner Entführung, von den Schlägen, sprach das Verbotene aus, nur für sie. Als er fertig war, richtete er sich wieder auf. Gleich merkt sie, dachte er, dass sie sich nicht mit einem Landstreicher unterhalten hat. Sondern mit einem Volksfeind. In aller Öffentlichkeit. Das muss für jeden, der nicht zur allerobersten Geheimdienst- oder Parteispitze gehört, erschreckend sein.

Er wartete gespannt.

Raluca Stancu sah ihn prüfend an, wog etwas ab, ihr Gesicht wirkte konzentriert und verschlossen. Sie blieb.

Stefan konnte es nicht fassen. Hatte diese Frau den Verstand verloren?

Sie strich sich übers Haar und atmete tief durch. Was er denn angestellt habe, dass er verhaftet worden sei.

Da merkte Stefan, wie weit ihre Welten auseinanderlagen. Sie gehörte zu den Leuten, für die es einen nachvollziehbaren Grund für eine Verhaftung durch die Securitate geben musste. Ein Vergehen. Den wollte sie zuerst verstehen, dann kam sein Leidensweg. Keiner, den er kannte, hätte die Frage so gestellt.

Stefan hatte keine Lust, dem nachzugehen. Es gab etwas anderes, was

er ihr von Anfang an hatte sagen wollen. Jetzt war der Zeitpunkt, denn näher würden sie sich an diesem Tag nicht mehr kommen.

Er ließ ihre Frage unbeantwortet. Er duzte sie auf einmal und erklärte ihr von seiner Erkenntnis über den vergessenen Wert der Güte. Es wäre niemandem aufgefallen, wenn sie ihn am Tag zuvor nicht gerettet hätte. Man rechnete in diesem Land nicht mehr mit normaler Menschlichkeit. Als Journalist war er mitschuldig daran: Er lebte davon, dass er Pflichterfüllung und Gehorsam als höchste Tugenden pries. Auch er war mit der Zeit innerlich verarmt, ohne es zu merken. Richtig spürte man diese Kälte erst, wenn man selbst in Not geriet. Ihr Handeln hatte ihn wachgerüttelt.

Verstand ihn Raluca? Sie schwieg nachdenklich. Sie schien seinen Dank anzunehmen. Für den Rest musste er ihr noch Zeit lassen.

Vom langen Stehen spürte er wieder Schmerzen. Er fühlte sich zunehmend benebelt. Es war Zeit, Abschied zu nehmen. Es drängte ihn, diese Frau zu umarmen – wie eine Kindheitsfreundin und doch ein wenig anders.

Er tat es natürlich nicht. Dass er ihr stattdessen seine Telefonnummer gab, fand selbst er später unverständlich. Er hätte sie um ihre Nummer bitten sollen. Irgendwie spürte er jedoch, dass eine Frau in ihrer sozialen Stellung, noch dazu mit einem Ehering am Finger, ihm ihre Telefonnummer nicht geben würde. Ohne lang zu überlegen, schrieb er ihr deshalb seine Telefonnummer auf. Es war die erstbeste Idee, ein eiliges, unbeholfenes Signal. Sie nahm den Zettel mit.

Dass sie ihn anrufen würde, damit rechnete Stefan nicht.





## **TEIL II**

SEPTEMBER 1979 - JULI 1980



## 7. WER NICHT MITMARSCHIERT

BUKAREST, SEPTEMBER 1979 Zehn Monate vor Stefans Begegnung mit Raluca, in einer milden Septembernacht, betrat Ilie Stancu seine Wohnung, bedächtig, wie ein zufriedener König seine Pfalz.

Die stattliche Villa war, so viel wusste er, kurz vor Ausbruch des Kriegs gebaut worden, während des bourgeoisen Regimes der Industriellen und Großgrundbesitzer. Sie stand im Botschaftsviertel, ein solide gebautes Haus, das dem jüngsten Erdbeben mühelos standgehalten hatte.

Dass Ilie die obere Hälfte bewohnen durfte, war ein Zeichen der Anerkennung, die die Partei einem ihrer fähigsten und tatkräftigsten jungen Kader entgegenbrachte. Zu Recht, wie er fand. Seine Privilegien hatte er sich mit seinem unermüdlichen, von revolutionärer Begeisterung für die Ziele der Partei getriebenen Einsatz für eine Kultur der arbeitenden Massen verdient. Mit zweiunddreißig Jahren war er einer der jüngsten Parteisekretäre auf Bezirksebene. Freilich noch nicht in der Hauptstadt, sondern erst im bescheidenen Bezirk Ilfov.

Auf eine lange Arbeitssitzung in der Parteizentrale war wie üblich ein kleiner Umtrunk in der Bar des nahegelegenen Hotels Dorobanți gefolgt. Solche Anlässe schätzte Ilie, Momente der Zusammengehörigkeit, des Einsseins mit ähnlich denkenden Männern, mit Genossen, denen die gesunde proletarische Herkunft wie ihm ins Gesicht geschrieben stand. Nun hatte ihm die frische Luft gutgetan, auf seine Beine war wieder Verlass.

Kaum hatte er das Wohnzimmer betreten, kam Raluca die Treppe herunter und die Hausangestellte Nicoleta aus der Küche, beide mit schläfrigen Augen und schlurfenden Schritten. Nicoleta fragte, ob sie das Essen aufwärmen solle. Er nickte. Es war ihm nicht nach Schlafen zumute. Er nahm die Krawatte ab und setzte sich an den Tisch.

«Geh schlafen, Nicoleta.» Ralucas Stimme tönte müde, aber bestimmt.